



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Domherr

historischer Roman

Temme, Jodocus Donatus Hubertus

Leipzig, 1867

Erstes Kapitel. Der Domherr unter den Zöllnern.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54533](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54533)

Erstes Kapitel.

Der Domherr unter den Zöllnern.

Deutschland hat viele freundliche Universitätsstädte. Die Musen suchen nicht immer die dunklen engen Studirstuben und die trüben Oellampen alter und jungalter Gelehrten auf. Es gibt nur ein Heidelberg, sagt der deutsche Student, wie der Oesterreicher sagt: es gibt nur eine Kaiserstadt, es gibt nur ein Wien. Berlin bildet sich jetzt ein, die einzige Weltstadt geworden zu sein.

Eine sehr freundliche und zugleich sehr pedantische Universitätsstadt ist Göttingen.

Es ist unter den Universitätsstädten, was Berlin unter den Weltstädten sein wird, wenn es eine wird.

An einem warmen Juliabend fuhr ein mit Extrapostpferden bespannter, bequemer und eleganter Reisewagen an dem Gasthose zum König von England in Göttingen vor. Er war verschlossen, die Fenster waren mit weißem

Chausséestaub bedeckt; darum waren sie auch wohl so fest verschlossen. In einem offenen Coupé hinten am Wagen saßen ein Kammerdiener und eine Kammerfrau; der Staub der Chaussée hatte beide weiß gepudert.

Im Gasthose wurde die große Hausglocke geläutet. Kellner und Hausknechte stürzten aus dem Hause.

In dem offenen Coupé hatten sich dessen beide Insassen erhoben. Die Kammerfrau schüttelte den weißen Staub von sich. Der Kammerdiener hatte nur einen Staubmantel abzuwerfen, mit einem Tuche über das Gesicht zu fahren. Er war früher fertig als die Frau. Er sprang aus dem Coupé an den Wagenschlag, ihn zu öffnen.

Aber ein Anderer war ihm schon zuvorgekommen.

Mit den Kellnern und Hausknechten war ein junger Mann aus dem Hotel geeilt; er hatte auch ihnen den Vorsprung abzugewinnen gesucht und abgewonnen.

Es war ein hübscher junger Mann von vornehmem, aristokratischem, militärisch = aristokratischem Aussehen. Orden zierten seine Brust; es waren militärische Orden, Zeugen eines Mitkämpfens in den Freiheitskriegen oder doch irgend einer Theilnahme an ihnen.

Er öffnete den Wagenschlag.

„Ei, schon da, lieber Graf? Das ist reizend von Ihnen.“

Eine jugendliche Frauenstimme rief es ihm freundlich entgegen.

Eine schöne junge Frau erhob sich im Wagen, entstieg ihm, gestützt auf die Hand des jungen Grafen.

„Unterthänigster, Excellenz!“ rief der Graf unterdeß in den Wagen hinein.

„Gehorsamer Diener, Herr Graf Westernitz“, antwortete eine alte Soldatenstimme.

Der Graf Westernitz gab der jungen Dame seinen Arm und führte sie in den Gasthof.

Von dem Kammerdiener unterstützt, stieg der alte Soldat aus dem Wagen.

Es war die kräftige, stramme Figur des Generals von Steinau.

Der General konnte ohne Krücken und ohne Stock gehen und hinkte nur leicht.

Er folgte dem jungen Paare in den Gasthof.

Sie folgten alle drei dem Oberkellner, der den Neugekommenen ihre Zimmer anwies.

An der Thür verabschiedete sich der Graf.

„Wann darf ich wieder aufwarten?“

„In einer halben Stunde werde ich mit meiner Toilette fertig sein“, sagte Dame Gisbertine. „Der Abend ist so schön. Wir machen dann eine Promenade, um die Sonne untergehen zu sehen.“

Sie mußte die Straße hinaufsehen nach dem Thore hin. Es war die Weender Straße. Dort nach dem Thore hin hatte sie als schwarze Maske gewohnt, hatte die Wohnung ihres Mannes ihr gegenüber gelegen, hatte sie den von ihr Verlassenen wieder aufgesucht, dem schwer Verwundeten in der drohenden Todesgefahr das Leben gerettet, den Kranken mit treuester, hingebendster Gattenliebe gepflegt, den gelockerten, beinahe zerrissenen Bund der Herzen mit ihm erneuert, unter den süßesten, den heiligsten Schwüren, um ihn nach kurzer Zeit in Trotz und Laune und Eigensinn von neuem zu zerreißen.

Das sind Erinnerungen, die auf das leichtsinnigste, die selbst auf ein verdorbenes Herz ihre Macht mit erschütternder Gewalt ausüben müssen.

Die Kammerfrau war eingetreten, um ihr bei der Toilette behülflich zu sein.

Sie achtete nicht auf sie.

Der General hatte in dem Nebenzimmer sich schon umgekleidet; er kam daraus zurück.

„Du wolltest doch Deine Toilette machen, Gisbertine!“

„Sogleich, Onkel.“

Sie sah von dem Fenster, aus ihren Träumen nicht auf.

Es wurde an die Thür geklopft.

Der Graf Westernitz war es.

„Sagen Sie ihm, ich sei noch nicht fertig. In einer halben Stunde!“ befahl sie der Kammerfrau.

„Aber in einer halben Stunde ist es stockfinster, Gisbertine“, sagte der Onkel.

„So, Onkel?“

Sie rührte sich nicht.

Der General kannte seine Nichte. Er ließ sich von seinem Bedienten die neuesten Zeitungen heraufholen, setzte sich in das Sopha und las.

Gisbertine träumte weiter.

Der General war beim Lesen aufmerksamer geworden.

„Um, Gisbertine, die Censur ist ein gutes Institut, besonders in der jetzigen Zeit der demagogischen Umtriebe, da man das unwissende Volk auf alle Weise zu verführen sucht. Eins ist aber doch unangenehm, daß man in den preußischen Zeitungen nichts aus dem eigenen Lande liest. Da muß ich in einer fremden Zeitung eine Nachricht finden, die gerade für uns Preußen von der größten Wichtigkeit ist.“

Gisbertine schien nur halb oder gar nicht zugehört zu haben.

„Sie wird auch Dich interessiren, Gisbertine“, fuhr der General fort.

Gisbertine sah halb auf.

„Du erinnerst Dich doch noch eines gewissen Wahlberg, der zusammen mit Gisbert arretirt war?“

„Was ist es mit ihm, Onkel?“

„Er ist aus Köpenik entkommen.“

„Das freut mich, Onkel.“

Der General fuhr doch etwas auf.

„Wie kann Dich das freuen? Er soll gerade der gefährlichste unter allen diesen Verschwörern, Umstürzern und Königsmördern sein.“

„Onkel Steinau“, sagte Gisbertine, „er hat genau nichts mehr und nichts weniger als Gisbert gethan.“

„Nun, nun, Gisbert mag Gott und Dir danken, daß er so davongekommen ist.“

Gisbertine hatte bisher zerstreut, kaum mit halber Theilnahme gesprochen; sie wurde lebhaft.

„Und Gisbert, Onkel Steinau, ist genau ebenso unschuldig wie ich oder, wenn Du auch mich zu einer Königsmörderin machen willst, wie Du, Onkel.“

„Aber, Gisbertine!“

„Lies mir die Nachricht vor, Onkel, oder erzähle sie mir.“

Mit Gisbertinen mochten auch ihre beiden Oheime nicht verbinden.

„Ich werde Dir vorlesen“, sagte der General.

Er las vor:

„Berlin, 9. Juli. In der vorgestrigen Nacht waren aus dem Schlosse unserer kleinen Nachbarstadt Köpenik, das bekanntlich wegen Ueberfüllung der Gefängnisse in Berlin zur Mitaufnahme der zahlreichen Gefangenen in den Demagogenuntersuchungen eingerichtet ist, zwei der gefährlichsten Demagogen entwichen. Ein von ihnen bestochener Gefangenwärter war ihnen zur Flucht behülflich gewesen. Ein anderer treuer Gefangenwärter hatte aber kurze Zeit vorher Verdacht geschöpft und Anzeige gemacht. Es waren daher insgeheim Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Flucht zu vereiteln. Gleichwohl war es den Verbrechern gelungen, schon aus dem Hause zu entkommen. Sie hatten mit dem verrätherischen Wärter die Flucht in den Schloßgarten genommen, der an das Ufer der Spree stößt. An dem Ufer warteten andere Helfershelfer mit einem Rahne auf sie. Bevor jedoch die Flüchtlinge den Rachen erreichten, waren sie verfolgt und eingeholt. Der verrätherische Gefangenwärter wurde ergriffen. Auf die beiden Gefangenen, die unterdeß wieder einen Vorsprung erhielten, mußte, da sie auf wiederholten Anruf nicht stehen wollten, Feuer gegeben werden. Einer von ihnen ward getroffen und fiel, gerade in dem Augenblicke, da er in den Rachen steigen wollte. Dem zweiten gelang es, in diesen zu entkommen; aber wahr-

scheinlich hat auch ihn sein Schicksal ereilt. Ein Fahrzeug, mit dem man ihm hätte nachsetzen können, war nicht zur Hand. So blieb denn nur übrig, dem Rachen eine Salve nachzuschicken, und diese muß nicht vergeblich gewesen sein. Denn als man nach etwa anderthalb Stunden endlich an das gegenseitige Ufer gelangte, fand man dort sowohl in dem Rachen als im Grase starke Blutspuren, und es ist wahrscheinlich, daß der entflohene Verbrecher der Getroffene war. Näheres hat man zur Zeit noch nicht ermitteln können; vielleicht auch beobachten die Behörden Stillschweigen darüber, um desto sicherer mit ihren Maßregeln der Verfolgung vorgehen zu können. Es ist nur gewiß, daß der Entflohene noch nicht wiederergriffen ist und daß er seinen Weg nach dem Westen hin genommen hat. Der Entflohene heißt Mahlberg; der Name des Getroffenen, der, übrigens nicht lebensgefährlich, an der Hüfte verwundet worden, Franz Horst."

„Der arme Franz Horst!“ seufzte Gisbertine.

„Du kennst auch ihn, Gisbertine?“

„O, er ist einer der bravsten, der lebenswürdigsten Menschen.“

„Diese Hoch- und Landesverräther sind Dir wohl alle brave und lebenswürdige Menschen!“

„Wenn ich sie alle kennen würde, wahrscheinlich.“

Der General schwieg wieder.

Gisbertine schien in ihre volle streitsüchtige Aune gerathen zu sein.

„Willst Du Dich nicht jetzt ankleiden?“ fragte der General sie. „Der Graf wird gleich kommen.“

Er erhielt auch da Widerspruch.

„Nein!“ war die kurze Antwort.

Damit sah Dame Gisbertine wieder zum Fenster hinaus.

Aber draußen auf der Straße fing es schon an zu dunkeln, und in das Zimmer brachte der Kellner Licht.

In dem Halbdunkel der Straße hatte Gisbertine dennoch etwas gesehen.

Sie sprang vom Fenster auf.

„Auch hierher?“ rief sie.

„Was ist da, Gisbertine?“ fragte der General.

„Nichts!“

Sie ging mit heftigem Schritt in ihr Zimmer nebenan.

Ihre Kammerfrau wartete hier auf sie.

„Ankleiden!“ rief sie der Frau zu.

Der General sah ihr verwundert und kopfschüttelnd nach und fuhr dann fort, in seiner Zeitung zu lesen.

Er wurde darin durch den Grafen Westernitz unterbrochen.

„Darf ich eintreten?“ hatte der Graf an der Thür gefragt.

„Ich bitte, lieber Graf. Gisbertine wird sogleich hier sein.“

Der General theilte auch dem Grafen den Artikel über die Flucht aus dem Köpeniker Schlosse mit. Es war ein Ereigniß für den alten Soldaten.

„Ja, Herr Graf, wir leben in einer schlimmen Zeit. Und wer hätte je gedacht, daß die Freiheitskriege solche Früchte bringen würden? Da war Alles nur voll Haß gegen die Franzosen, voll Liebe und Begeisterung für den König. Welch ein Umschlag in den wenigen Jahren! Diese Demagogen predigen den Umsturz, die Republik, und das Volk hört ihnen mit Wohlgefallen zu, nimmt ihre verderblichen Lehren auf, hat einen nur zu empfänglichen Boden für sie. Und dieser schlechte Geist fängt sogar an, sich der Armee mitzutheilen. Der alte Gehorsam ist nicht mehr da, weil — weil — Und da liegt der eigentliche Grund des Uebels, lieber Graf. Die Landwehr! Die Landwehr! Der Korporalstock, die Fuchtel dürfen da nicht mehr regieren. Der Landwehrmann ist Soldat nur nebenbei, der gemeine Mann wie seine Unter- und Oberoffiziere. Vom Exercirplatze kehren sie morgen alle zusammen nach Hause zurück, zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen. Da ist der gemeine Soldat

wieder der reiche Bauernsohn und sein Korporal ist wieder sein Knecht; wie darf der Korporal heute dem Soldaten in Reih und Glied nur ein Wort sagen oder nur einen schiefen Blick zuwerfen? Und so ist der Arbeitsherr heute der Gemeine in der Korporalschaft seines Arbeiters, und der Gerichtsdirector oder Regierungsrath ist Lieutenant in der Compagnie seines Secretärs, und so geht es fort durch alle Stände und durch die ganze Landwehr. Ist das ein gesunder Zustand, lieber Graf? Kann man da an Fuchtel und Stock und also an Gehorsam nur denken? Und solches Unwesen theilt sich nur zu nothwendig der Linie mit. Darf in der Landwehr nicht mehr geschlagen werden, so darf es natürlich auch in der Linie nicht mehr geschehen, und so verschwindet aus der ganzen Armee der Gehorsam, die Zucht und die alte gute militärische Sitte. Preußen ist aber ein Armeestaat und muß es sein, und wenn in Preußen die Armee demoralisirt ist, so geht der ganze Staat zu Grunde. Ja, lieber Graf, das Herz will mir zerspringen, wenn ich an die gute alte Zeit zurückdenke, wie ich da als junger Capitän vor meiner Compagnie stand, wie Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere zitterten, wenn ich nur die Augenbrauen aufzog —“

Der General wurde in seiner Jeremiade unterbrochen.

Gisbertine kehrte in das Zimmer zurück.

Sie hatte ihre Toilette gemacht für die Promenade an dem schönen, warmen Sommerabend.

Die leichten, feinen Stoffe schmiegt sich so leicht und zart an ihren Körper an. Und Gisbertine hatte so schöne Formen!

Der Graf hing mit trunkenen Blicken an ihr.

Der General mußte wieder den Kopf schütteln, aber er sagte nichts.

„Werden wir unsere Promenade noch machen?“ fragte Gisbertine den Grafen.

„Wenn Sie mir das Glück noch schenken wollen.“

„Aber wir werden die Sonne nicht mehr sehen.“

„Hätte ich sie sehen können?“

Ein zärtlicher Blick des jungen Grafen deutete der Dame den Sinn seiner Frage.

„Wirst Du uns begleiten, Onkel?“ fragte Gisbertine den General.

Der alte Herr lag so bequem im Sopha; er hatte schon einigemal seinem lahmen Beine eine andere Lage geben müssen, als wenn es von der Reise ermüdet sei, ihn gar schmerze; aber er warf wieder einen Blick auf Gisbertine und den Grafen, und Gisbertinens Frage hatte gelautet, als solle er zu Hause bleiben. Der Onkel schien es diesmal mit der Nichte aufnehmen zu wollen.

Er erhob sich, nahm seinen Hut.

„Gehen wir.“

Gisbertinens Gesicht nahm für einen Augenblick den Ausdruck eines kleinen Verdrusses an; ein Plan schien ihr durchkreuzt zu werden; dann umspielte ein leiser, höhnischer Trotz ihren schönen Mund.

Sie gingen.

Der Graf führte die junge Dame den Corridor, die Treppe hinunter.

„Sie sind bezaubernd schön, gnädige Frau!“ flüsterte er in ihr Ohr.

Ein glückliches Lächeln dankte ihm.

Galt es ihm? Galt es dem Triumphe ihrer Schönheit? Galt es dem Plane, den sie hatte?

Als sie den Gasthof verlassen hatten, draußen auf der Straße waren, zog sie ihren Arm aus dem des Grafen.

„Lieber Onkel, erlaubst Du, daß ich Dich führe? Ich sehe Dich ermüdet.“

Sie nahm den Arm des Generals.

Der Graf konnte nebenher gehen.

Sie ging stolz und triumphirend an dem Arme des Invaliden.

Der General sah sie verwundert an.

Die Launen eines Weibes sind unergründlich, schien er sich zu sagen.

Der Graf Westernitz mochte etwas Aehnliches denken. Gisbertinens Augen durchflogen suchend die lange Weender Straße.

Sie kamen an die frühere Wohnung Gisbertinens, an die gegenüberliegende ehemalige Wohnung Gisbert's.

Zu der letztern richtete die junge Dame die Blicke hinauf.

Die Fenster waren hell.

Gisbertine zuckte leise am Arme des Generals auf.

Der General wollte sie darauf ansehen.

Aus der Thür des Hauses trat Jemand, gerade als ob er auf die Vorübergehenden gewartet habe, um ihnen zu begegnen.

Er sprach dennoch im Tone der Ueberraschung.

„Ah, guten Abend, Better Steinau! Sie hier?“

Der General war wirklich überrascht.

„Boz Better, Better Achen, wo kommen Sie denn her?“

Er erhielt keine Antwort.

Auch Gisbertine war ohne Verstellung überrascht.

„Onkel Florens, Du hier?“

Und dann hatte sie eine Bosheit.

„Auch Du hier, Onkel Florens?“ setzte sie hinzu.

Der Domherr erwiderte kalt und schweigend eine stumme Verbeugung des Grafen Westernitz.

Dann sagte er in seiner kurzen Weise:

„Erlauben Sie, Vetter Steinau.“

Und damit hatte er den Arm Gisbertinens genommen.

„Sie machen eine Promenade?“ fragte er noch den General.

„Ja.“

„So erlauben Sie, daß ich Sie begleite.“

Er blieb mit Gisbertinen ein paar Schritte zurück.

Der Graf Westernitz trat zu dem General.

So gingen sie weiter.

„Gisbert ist hier, Gisbertine“, sagte der Domherr zu seiner Nichte.

„Ich weiß es.“

„Du sahst ihn?“

„Am Gasthose vorbeigehen.“

„Er weiß auch, daß Du hier bist.“

„Ich zweifle nicht daran. Wäre er nicht mein Mann, ich würde sagen, er scheint sich lächerlich machen zu wollen, indem er wie ein verliebter Seladon auf Schritt und Tritt mich verfolgt. Es war schon die letzten Tage in Berlin so.“

„Um, Gisbertine, was ist es, daß Dich so bitter gegen Deinen Mann sprechen läßt?“

„Eben diese jünglingshafte Verfolgung.“

„Gisbertine, ich denke, wir beide kennen uns, und es

lohnt nicht, wenn wir mit einander Versteckens spielen wollen.“

„Du hast Recht, Onkel. Gisbert ist oben in seiner alten Wohnung?“

„Ja.“

„Mit seiner frühern Aufwärterin? Dem einfältigen Ding?“

„Das hübsche Gretchen ist bei ihm. Du glaubst nicht, Welch eine Freude es war, als sie ihn wieder sah, und daß sein erster Gang zu ihr —“

„Onkel Florens, hast Du keine bessere Unterhaltung für mich?“

„Ah, sprechen wir von Deiner Toilette. Du bist ja wahrhaft verführerisch gekleidet.“

„Findest Du es, Onkel Florens?“

„Kleidetest Du Dich an, bevor oder nachdem Du Gisbert gesehen hattest?“

„Was soll die Frage?“

„Beantworte sie mir. Aber wahrhaft. Doch nein. Ich will Dir die Antwort ersparen. Du warst offen gegen mich, so laß mich offen gegen Dich sein. Nachdem Du Gisbert gesehen hattest, legtest Du diese Kleidung an. Er sollte Dich darin am Arme des Grafen sehen. War es so?“

„Warum verfolgt er mich?“

„Hierher nach Göttingen? Das hat einen besondern Zweck.“

„Darf ich ihn erfahren?“

„Der besondere Zweck führt mich zu Dir, mit einer Bitte an Dich.“

„Sie wäre?“

„Es gilt ein Menschenleben, Gisbertine, ein sehr braves Menschenleben.“

„Du wirst tragisch, guter Onkel Florens. Willst Du so eine Bitte für Gisbert bei mir einleiten?“

„Nein, Gisbertine!“ sagte der Domherr mit einer Kälte, in der kein Zug von Spott, die desto schneidender war.

Gisbertine verfärbte sich.

Der Domherr fuhr ernsthafter fort:

„Es gilt das Leben einer armen, unglücklichen Frau, die es freudig opfern wollte, um das ihres Gatten zu retten. Höre mir zu. Gemeinsam mit Gisbert wurde sein Freund Mahlberg verhaftet. Gisbert wurde nach einiger Zeit wieder auf freien Fuß gesetzt. Nebenbei bemerkt, es ist Deine Schuld, daß er Dir bisher nicht seinen Dank dafür sagen konnte, und ich wünsche, Du hättest auch diese Schuld nicht zu tragen. Mahlberg sollte im Kerker verschmachten. Warum? Ich glaube, Du weißt es.“

„Ich weiß es, Onkel Florens, und ich weiß auch — der Onkel Steinau las es mir vor einer Stunde aus der Zeitung vor — daß Mahlberg vor wenigen Tagen befreit ist. Leider ist nur der arme Mann dabei verwundet worden.“

„So, so, der arme Mann?“ sagte der Domherr. „Nun höre mir weiter zu. Gisbert hatte es sich zu einer Freundes- und Ehrenpflicht gemacht, den unschuldigen Freund zu befreien. Ich — ich leugne es nicht — ich habe ihm ehrlich beigestanden. Erst vor wenigen Tagen konnte an das Werk gegangen werden. Ich hatte zugleich einen andern Zweck. Du hast Mahlberg's Frau gesehen; Du kennst ihr entsetzliches Geschick. Du weißt, daß die beiderseitigen Gatten sich dennoch lieben und daß sie nur glücklich sein können durch eine Wiedervereinigung.“

Gisbertine mußte doch den Onkel unterbrechen.

„Ah, Du machtest auch da den Eheprocurator, Onkel Florens?“

„Ja, und ich richtete die Sache so ein, daß die Frau ihrem Manne die Freiheit bringen sollte. Sie sollte ihn unmittelbar aus dem Gefängnisse in Empfang nehmen, mit Extrapostpferden, die bis an den Rhein bestellt waren, ihn nach Frankreich führen. So mußten die beiden vier Tage lang ganz allein sein — hm, Gisbertine,

ich glaube, selbst Du, könnte ich Dich so mit Gisbert zusammensperren, hättest Deinen — nun ja — Deinen Eigensinn, Deinen Trotz abgelegt. Indes weiter. Gisbert sollte für alle Nothfälle, unsichtbar, in der Nähe bleiben. Ich selbst hätte seine Rolle übernommen; aber ich wußte, daß Du mit dem Onkel Steinau nach Hofgeismar fuhrst, und daß Du dem Grafen Westernitz gestattet hattest, wenn auch nicht die Reise mit Dir gemeinschaftlich zu machen, doch Dich auf der Reise zu treffen, und Gisbertine, da rief mich denn die Ehre unsers Namens, der durch Dich nicht compromittirt werden durfte, an Deine Seite."

Gisbertine unterbrach den Domherrn nicht wieder. Sie preßte schweigend die schönen Lippen zusammen; ihr frisches Gesicht verfärbte sich.

Der Domherr fuhr ruhig fort:

„Gisbert durfte von Deiner Reise nichts erfahren. Er hätte Deinem Grafen eine Kugel durch den Kopf gejagt —"

Da fuhr Gisbertine doch auf.

„Meinem Grafen, Onkel?"

Und der Domherr fuhr wieder ruhig fort, als wenn er gar nicht unterbrochen worden sei:

„Oder Dein Graf ihm, und in beiden Fällen wäre es ein Skandal und ein Unglück dazu gewesen. Das

mußte verhütet werden; darum wollte ich es übernehmen, Deine Reise in der Gestalt des dann und wann plötzlich auftauchenden warnenden Gewissens zu überwachen. Leider hatte Gisbert Eure Reise erfahren, und so mußten wir tauschen; er wollte nicht anders. Er folgte Dir, ich den Flüchtlingen. Und nun komme ich zu meiner Bitte. Sie ist eine doppelte, an Dich und an Deinen Onkel Steinau. Nicht Mahlberg ist von der Kugel getroffen, wie der General in der Zeitung gelesen hat, sondern die Frau Mahlberg's. Sie hatte ihn in den Nachen gezogen, der sie über den Fluß führen sollte. Er hatte sie im ersten Augenblicke nicht erkannt. Als er sie erkannte, wollte er zurück. Da schossen die Verfolger vom Ufer nach dem Kahn, nach dem Entflohenen. Die Frau wollte sterben, aber durch ihren Tod das Leben des Gatten beschützen. Sie stellte sich vor ihn, den Kugeln entgegen. Du hast ein edles Herz, Gisbertine; Du begreifst das!"

„In der Lage jener Frau“, sagte Gisbertine, aber langsam und leise genug.

„Jener Frau?“ fragte der Domherr. „Die eine Frau kränkt ihren Mann so, die andere anders.“

„Onkel!“ rief Gisbertine.

„Laß mich fortfahren. Eine Kugel traf die Frau. Sie hätte die Brust ihres Gatten durchbohrt; sie zerschmetterte ihr die Schulter. Mahlberg hielt eine Ohn-

mächtige in seinen Armen, eine Sterbende. Starb sie, so starb sie für ihn.

Der Rachen durchschnitt die Spree.

Jenseits des Flusses hielt die Extrapost der Frau.

Mahlberg trug die Sterbende hin; er allein. Kein Anderer durfte sie berühren. Sie war sein Heiligthum geworden.

In der Nähe war ein Krug. Der Wagen hielt dort an. Die Frau wurde in das Leben zurückgebracht, ihre Wunde nothdürftig verbunden. Es mußte in fliegender Eile geschehen. Das Schießen in der Mitternacht hatte die Gegend alarmirt. Eine Verfolgung von Köpenik her konnte jeden Augenblick da sein. Sie fuhren weiter. Auf der zweiten Station stieß ich zu ihnen. Ich hatte mit der Frau Mahlberg vorher ihre Reiseroute verabredet. Die arme Frau war sehr elend. Zu ihren körperlichen Anstrengungen die Tage vorher, zu allen Kelden und Kengsten ihres Herzens war die Wunde, der Blutverlust hinzugekommen. Dennoch mußten sie immer unaufhaltsam weiter. Mahlberg wollte die Gattin nicht verlassen, nicht auch sie; wollte es ihn doch zur Verzweiflung bringen, daß er den Freund hatte zurücklassen müssen. Wir beschworen ihn vergebens, am meisten die Frau selbst. Er verpfändete sein Ehrenwort, nicht von ihr zu weichen, bis sie in Sicherheit sei. Da galt

es nur, weiter zu kommen, den Verfolgern nicht in die Hände zu fallen. Die Frau selbst drängte wieder am meisten. Und die Sache stand so: eine Wiederergreifung Mahlberg's war der sichere Tod der Frau; da mußten wir Alles wagen. Wir reisten unter unzähligen Nöthen und Gefahren. Ich erzähle Dir ein andermal davon. Die Verwundete konnte unterwegs nur einmal regelrecht verbunden werden, gleichwohl noch schlecht genug von einem Dorfschirurgen. Ihr Zustand verschlimmerte sich. Ich änderte unsern Reiseplan. Aus Gisbert's Briefen wußte ich, daß Ihr alle heute Abend in Göttingen eintreffen würdet. Ich schrieb ihm durch eine Stafette, daß er mich hier erwarten solle, bei — hm, Gisbertine, bei dem hübschen Gretchen. Beruhige Dich übrigens, Gisbertine, er ist in diesem Augenblicke nicht mehr bei ihr; er ist schon fort, zu Mahlberg, an meiner Stelle.

Drei Meilen von hier liegt das hannöversche Städtchen Uslar; zwei Meilen von da ist die preußische Grenze. Nach Uslar brachten wir die Verwundete. Von da eilte ich hierher, mit meiner Bitte, und nun zu dieser.

Die Frau kann nicht weiter. Es wäre ihr Tod. Zu ihrer Genesung bedarf sie der vollen Ruhe. Volle Ruhe kann sie nur finden unter dem Schutze Deines Onkels Steinau. Er kann sie nur in Preußen beschützen. Jeder Gensdarm, jeder noch so hoch gestellte Polizeibeamte

weicht zurück, wenn der General Steinau sich ihm entgegenstellt und ihm sagt: Dieser Eingang ist verboten."

Der Domherr schwieg.

„Und das soll mein Onkel Steinau?“ rief Gisbertine.

„Und Du und ich wollen ihn darum bitten.“

Gisbertine sann einen Augenblick nach.

„Du denkst Dir die Sache so“, sagte sie dann. „Der Onkel Steinau und ich fahren mit Dir nach Uslar zurück?“

„So ist es.“

„Wir brächten dann gemeinschaftlich die Verwundete über die preußische Grenze?“

Der Domherr nickte.

„Und Wahlberg? Wo bliebe er? Würde er sein Ehrenwort nicht für noch nicht eingelöst halten, also gleichfalls von der Partie sein wollen?“

„Es wird wohl so sein.“

„Nach Preußen gingen wir dann sämmtlich als General von Steinau und Familie?“

Der Domherr nickte wieder.

„Hm, Onkel Florens, daß die arme Verwundete und selbst ihr Mann alsdann vor jeder polizeilichen und andern Verfolgung sicher wären, das glaube ich auch.“

„Und es ist ja das einzige Mittel, Gisbertine, das Leben der armen Frau zu retten.“

„Aber noch eine Frage, Onkel Florens. Willst Du offenes Spiel gegen den Onkel Steinau? Soll er wissen, daß er Demagogen unter seinen Schutz nimmt, mit seinem Namen, seinem Range, seiner Stellung, seiner Ehre deckt?“

„Sind wir ihm nicht gerade aus allen diesen Gründen die vollste Offenheit schuldig, Gisbertine?“

„Um, Onkel Florens, weißt Du, was ihm ein Demagoge ist? Ein Hochverräther, Landesverräther, Königsmörder, ja Mörder der ganzen preußischen Armee. Das sind dem General Steinau unsere Demagogen.“

„Und Du, Gisbertine, bist seine Nichte.“

„Die ihm befiehlt, willst Du sagen?“

„Und der er schon einen dieser Demagogen freigegeben hat.“

„Gisbert war mein Mann.“

„Und hier handelt es sich um ein Menschenleben.“

„Noch eine andere Frage, Onkel Florens. Die Frau sollte ihren Mann retten; es war Dein Plan, um die Ehegatten wieder zu vereinigen. Es war eine kleine Komödie, die jetzt freilich ein schlimmes Trauerspiel zu werden droht. Zu der Frau hast Du heute Gisbert geschickt. Ich soll zu ihr folgen. Willst Du auch mit uns beiden eine Komödie aufführen, die gleichfalls in ein Trauerspiel umschlagen könnte?“

„Ich habe nicht daran gedacht“, sagte der Domherr.

„Auch mit keinem Hintergedanken, Onkel Florens?“

„Bei Gott nicht!“

„So wird Gisbert uns verlassen, in der Minute, da wir in Uslar ankommen?“

„Du willigst also ein, Gisbertine?“

„Zuerst eine Antwort auf meine Frage.“

„Gisbertine, Du willst die Erhaltung eines Menschenlebens an Deinen Eigensinn knüpfen?“

„Antworte mir, Onkel Florens!“

„Gisbert soll uns verlassen.“

Gisbertine hemmte ihren Schritt. Sie mußte es.

„Lassen wir die Beiden vorausgehen“, sagte sie mit zitternder Stimme.

Sie waren in der Göttinger Stadtallee. Die Allee bog sich vor ihnen. Der General und der Graf hatten nicht bemerkt, daß der Domherr und Gisbertine zurückgeblieben waren.

Gisbertine brach plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Sie mußte das weinende Gesicht an die Brust des Onkels Florens legen.

„Gisbertine, was ist Dir?“ sagte der Domherr.

„O Onkel Florens“, schluchzte sie, „zu welchem verworfenen Geschöpf machen mich mein Eigensinn, mein Trotz! Ja, ja, Du hast es mir so oft prophezeit! Ich

wäre zur Mörderin an der unglücklichen Frau, an ihrem braven, edlen Gatten geworden, hättest Du das Wort nicht gesagt, wärst Du nicht auf meine Bedingung eingegangen. Ich sah meine ganze Verworfenheit, ich sah mich in ihr. Und dennoch konnte ich nicht anders. O welch ein elendes, welch ein entsetzlich elendes Wesen ist der Mensch!"

„Ja, Du bist unglücklich, Gisbertine“, sagte der Domherr.

„Ich werde wahnsinnig!“ schrie sie auf.

„Weine Dich aus, Kind“, sagte der Dufel.

Er umsing sie sanft.

Sie weinte noch lange an seiner Brust, lange und still.

Auch der Domherr sprach kein Wort.

Der General und der Graf Westernitz kehrten zurück.

„Wo bleiben Sie denn mit Gisbertinen, Vetter Aschen?“

„Gisbertine weint sich aus, Vetter Steinau.“

„Gisbertine weint?“

„Wir sprachen von vergangenen Zeiten, von der Aschenburg, von den grauen westfälischen Haiden. Das ergriff sie.“

„Die westfälischen grauen Haiden?“

„Die vor allem, Vetter Steinau. Sie entfalten einen wunderbaren Zauber in ihrer schauerlichen Stille, die nur durch das Geschrei des Kiebitz unterbrochen wird,

und der Kiebitz ist ein höhnischer Vogel; er führt die Leute zum Galgen, in den alten westfälischen Haide nämlich. Da steht noch mancher alte Galgen mit zerbrochenem Rade daneben. Dahin weiß einen der Kiebitz zu verlocken, und wenn man nahe kommt, dann fliegen von dem alten morschen Holze die Raben auf. Der Rabe, Better Steinau, wird seine hundert bis anderthalbhundert Jahre alt, und da gibt es denn noch manchen Burschen, der vor den hundert oder anderthalbhundert Jahren schon an dem Galgen sich seine Nahrung holte, und er konnte das lange, denn noch vor zwanzig Jahren war das Geschäft des Hängens in der Welt ehrlich im Gange. So kam er denn in die Gewohnheit, und die Gewohnheit führt ihn noch jetzt hin, und wenn der Kiebitz ihm dann die Leute zuführt, dann fliegt er mit seinem heißen Geschrei: Futter! Futter! Futter für den Galgen und mich! auf. Und im Grunde, Better Steinau, hat der alte Rabe Recht. Wir sind alle sündige Menschen und ohne die göttliche Gnade. — Brechen wir ab."

„Der Herr Domherr lieben in sonderbaren Bildern zu reden“, sagte der Graf Westernitz.

„Bilder nennen Sie das, Herr Graf? Ich habe nur die nackte Wirklichkeit geschildert, wie sie jedes Kind bei uns kennt. Darum wagt sich auch kein Dieb in die Haide und Keiner, dem sein Gewissen etwas zu

sagen hat. Und wenn ein Mädchen die Untreue ihres Geliebten fürchtet, so droht sie ihm mit dem Kiebitz, der ihn zu den Galgen locken, und mit dem heisern Raben, der ihm zurufen werde: Galgenfutter, Rabenfutter! Und wer gar mit bösen Absichten zu einem Mädchen käme — aber, Better Steinau, ich hätte beinahe vergessen, daß Gisbertine etwas Dringendes mit Ihnen zu besprechen hat.“

„Was ist es?“ fragte der General.

„Darf ich um die Ehre Ihrer Begleitung bitten, Herr Graf?“ sagte der Domherr zu dem Grafen Westernitz.

Aber der Graf war hier überflüssig.

„Ich habe nachher die Ehre“, sagte er. „Ich besinne mich gerade, daß ich noch für meine Reise etwas zu besorgen habe.“

Er empfahl sich.

„Better Aschen“, sagte der General, „Sie haben eine verzweifelt ungenirte Weise, die Leute vor die Thür zu setzen.“

„Um, Better Steinau, ich kenne auch meine Leute. Und meine Weise werde ich zu vertreten wissen, ohne mich auf mein Domherrnprivilegium zu berufen. Aber Gisbertine hat eine Bitte an Sie, und ich habe sie mit ihr.“

„Auch Sie, Better Nschen?“

„Ja, und ich will sofort offen und ehrlich sein; das bringt mich bei einem ehrlichen Manne, wie Sie sind, am weitesten. Sie haben in der Zeitung von dem aus Köpenik entflohenen Demagogen Wahlberg gelesen.“

„Und auch“, sagte der General, „daß er wahrscheinlich schwer verwundet und also schon wieder in den Händen der Justiz sein wird.“

„Um, so ist es nicht. Verwundet ist nicht er, sondern — lieber Better Steinau, stand in der Zeitung, wer der muthige Befreier des Gefangenen war?“

„Muthig, Better Nschen? Sprechen wir das Wort nicht bei Verbrechen aus.“

„Stand der Name da?“

„Nein.“

„So hören Sie ihn von mir. Es war die eigene Frau des Gefangenen. Und was den Muth betrifft, so hören Sie weiter Folgendes. Die schwache Frau hat das Unternehmen ausgeführt mit Hülfe eines neunzehn- oder zwanzigjährigen Burschen, der eine Art Bedienter bei ihr ist. Mit ihm allein hat sie die weite Reise aus dem Westfalenlande nach Köpenik gemacht. Mit ihm bestieg sie den Nachen, in welchem der Gefangene aus dem Köpeniker Schloßgarten über die Spree gebracht werden

folgte. Mit ihm fuhr sie in der finstern Mitternacht über den Fluß. Und als nun hinter den Entflohenen Schüsse fielen und der Freund Mahlberg's von einer Kugel getroffen niederstürzte und Mahlberg ihn nicht verlassen wollte, da sprang die Frau aus dem Kahn, mitten zwischen die Kugeln, und zog ihren Mann in den Kahn, und als die Kugeln hinter demselben herflogen, hatte sie keinen andern Gedanken, als mit ihrem Körper den unglücklichen Gatten zu decken, der wieder nur an den verlassenem Freund dachte. So wurde die Frau verwundet, Better Steinau. Darf man da nicht von Muth sprechen?"

Der General antwortete nicht.

„Antworten Sie mir, Better Steinau!“ rief der Domherr. „Wie nennen Sie, wie müssen Sie die That der Frau nennen? Sprechen Sie das Wort aus.“

„Es war eine muthige That“, sagte der General.

„Also war die Frau eine muthige Frau. Und dieser Frau gilt meine Bitte. Sie ist nicht gefangen. Mit demselben Muth, mit derselben Aufopferung, womit die Frau ihn befreite, hat der Mann die schwer Verwundete fortgeschafft, unter unsaglichen Gefahren, über hundert Meilen weit. Fortwährend waren die Verfolger hinter ihnen, Gensdarmen, Polizei, Gerichte, in Preußen, außerhalb Preußen. Zur Verfolgung der Demagogen reichen

sämmtliche deutsche Regierungen sich die Hände. Heute kann die arme Frau nicht weiter. Sie liegt in dem schwersten Wundfieber; die verwundete Schulter ist im höchsten Grade entzündet; jede Bewegung verursacht ihr unerträgliche Schmerzen; eine weitere Flucht ist unmöglich. Die Frau muß Ruhe und einen Arzt haben. Und, Better Steinau, Sie sollen ihr das verschaffen.“

Der alte General war doch überrascht.

„Ich?“ rief er.

„Nur Sie können es. Eine Frau, die der General Steinau unter seinen Schutz nimmt, wagt Niemand anzurühren.“

„Aber, Better Achen, ich soll Theil nehmen an einem Hochverrathe!“

„Ueberlegen wir die Sache, Better Steinau.“

„Da ist nichts zu überlegen.“

Der Domherr nahm keine Notiz von dem Einwurf.

„Die Flüchtlinge“, fuhr er fort, „sind ein paar Meilen von hier, in der Nähe der preussischen Grenze. Sie sind noch dort verborgen. Sie fahren mit mir hin oder ich mit Ihnen. Sie nehmen die Verwundete in Ihren Wagen; wir Andern folgen in dem meinigen. So fahren wir über die Grenze, nach Preußen. An der Grenze werden die Wagen angehalten. „Wer da?“ — „General von Steinau mit Familie“ —“

„Herr!“ rief der General. „Sind sie des Teufels?“
 „Ueberlegen wir weiter, Better Steinau. Wer in Preußen kennt nicht den alten, tapfern Schlachtengeneral? Wer wird es wagen, ihn anzuhalten, ihm nur in den Wagen sehen zu wollen? So kommen wir über die Grenze, zu dem nächsten Städtchen, Beverungen heißt es. In die Zimmer des Generals von Steinau dringt noch weniger Jemand als in seinen Wagen, zumal wenn er eine schwerfranke Anverwandte mitgebracht hat. Die Frau ist gerettet.“

Der Domherr schwieg.

Auch der General. Er überlegte mit sich.

„Aber nicht durch mich“, sagte er dann; vielmehr er wollte es sagen. Er konnte die Worte nicht aussprechen.

Gisbertinens Augen hingen an seinem Munde, ihre Augen voll Thränen, voll neuer Thränen.

„Unfel!“ rief sie.

Der General fuhr fast zusammen.

„Unfel, war die Frau muthig?“

„Ich sagte es ja schon, Gisbertine.“

„War sie edel? Hat sie gehandelt, wie eine brave Frau handeln muß?“

„Ich will es nicht leugnen. Aber —“

„Aber sie ist die Frau des Demagogen, willst Du

sagen? Onkel, wenn ich nun diese Frau wäre? Würdest Du auch mich sterben lassen?"

„Aber, Gisbertine, Du bist —“

„Hundertmal, tausendmal schlechter als jene Frau. Und weißt Du, Onkel, was ich thue, wenn Du nicht willst? Ich beschütze die Frau mit meinem Leben, wie sie mit dem ihrigen ihren Mann beschützt hat.“

„Aber, Gisbertine“, sagte der Domherr, „Dein Onkel hat ja schon ja gesagt. Er ist ja mit Allem einverstanden. Siehst Du denn nicht?“

„Ja, ja, ich sehe es. O wie bin ich Dir dankbar, lieber Onkel Steinau.“

Und sie nahm die Hand des Generals und küßte sie zärtlich, und ihre Thränen fielen darauf.

Ja hatte der General noch nicht gesagt. Aber nein konnte er nicht mehr sagen. Solch ein alter und tapferer General ist ein wunderbar Ding in den Händen einer schönen und eigensinnigen Nichte und eines klugen Domherrn, der die Welt und die Menschen kennt.

„Fahren wir auf der Stelle“, sagte der Domherr. „Wer schnell gibt, gibt doppelt.“

Der General widersprach auch da nicht.

Aber ein Anderes hatte er noch.

„Aber eins, Better Aischen“, sagte er. „Der Mann, Lemme, Der Domherr. IV.“

der Hochverräther, der Demagog ist noch bei der Frau?"

„Er ist noch da. Konnte er sie verlassen?“

„Er muß fort. Eine Frau zu beschützen, eine kranke, sterbende Frau, da komme Jemand und werfe einen Stein auf mich. Aber den Mann, den Verbrecher selbst — er muß fort, Vetter Nischen!“

„Bestehen Sie darauf, Vetter Steinau?“

„Ohne Widerrede. Meine Ehre fordert es.“

Der Domherr sah Gisbertine mit seinem feinen Lächeln an.

Sie wurde roth.

„Er soll fort“, sagte er zum General.

„Und nun gehen wir.“

Sie kehrten zum Könige von England zurück, um von da sofort abzureisen.

Unterwegs sagte der Domherr leise zu Gisbertinen:

„Und Gisbert? Soll auch er noch fort?“

„Onkel Florens“, antwortete sie, „ich habe es einmal gesagt, und es muß dabei bleiben, sollte es mir auch das Herz brechen.“

Sie sprach es mit so sonderbarer Stimme. Sie war so bleich geworden.

Den Domherrn faßte es ängstlich.

„Ne, Gisbertine, bricht Dir das Herz?“

„Gott wolle es verhüten! O nur dieses eine Mal noch!“

Ihre bebenden Lippen konnten kaum die Worte hervorpressen.

Der Domherr sah sie verwundert, ahnend an.

Und wenn es nach diesem einen Male zu spät wäre, Gisbertine?“

„O Onkel, dies ist gewiß das letzte Mal!“

„Um, Gisbertine, es ist gut, daß Du das ohne Schwur sagst. Aber wenn es ohne Deinen Willen das letzte Mal wäre?“

Sie verstand ihn nicht.

„Wie das, Onkel?“

„Der bravste Mann kann die Geduld verlieren, kann, wie Du, sprechen: Was ich einmal gesagt habe, dabei muß es bleiben, und sollte mir auch das Herz darüber brechen, und, Gisbertine, ein Mann, wenn er sein Ehrenwort gegeben hat, läßt das Herz darüber brechen.“

Gisbertine wurde bleicher.

Aber sie nahm nicht zurück, was sie gesprochen hatte.

Das hannöversche Städtchen Uslar lehnt sich in reizender Lage an das Gebirge, das von der Weser her sich in das Land hinabsenkt.

In einem freundlichen Gasthose vor den Thoren des Städtchens war es am späten Abend noch hell, und doch herrschte in dem ganzen Hause die tiefste Stille.

Am Nachmittage war eine Extrapost angekommen, aus welcher zwei Herren ausgestiegen waren; auf dem Bocke hatte ein Bedienter gefessen. Die beiden Herren hatten eine franke Dame aus dem Wagen gehoben, sanft, vorsichtig, sorgsam, als wenn die leiseste Bewegung der Kranken heftige Schmerzen verursachen müsse, ihr den Tod bringen könne.

Die beiden Herren waren ein älterer Mann mit grauen krausen Haaren, einem scharfgeschnittenen Gesichte, lebhaften Augen, lebhaften Bewegungen und ein jüngerer, dessen blasses Antlitz Schmerz und Trauer zeigte und an dem auffiel, daß er den einen Fuß im Gehen nachzog, was ihm jedoch nur unbedeutend das Ansehen eines Hinkenden gab.

Die Dame war verschleiert.

Der Diener, ein junger hübscher Bursche, war, während die Herren mit der Dame beschäftigt waren, in den Gasthof gegangen, hatte Zimmer für die Herrschaft bestellt und gebeten, schleunigst zu einem Arzte zu schicken.

Die Dame wurde in eins der angewiesenen Zimmer getragen und auf ein Bett gelegt. Sie lag in glühendem Fieber.

Der Arzt kam nach wenigen Minuten.

Er untersuchte die Kranke.

„Eine Schußwunde!“ sagte er überrascht.

„Ja“, erwiderte ruhig der kleine alte Herr. „Es fragt sich nur, ob der Brand schon hinzugetreten ist.“

„Noch nicht.“

„So ist also auch noch keine Lebensgefahr da?“

„Gleichfalls noch nicht.“

„Und wenn kann die Kranke weiter reisen?“

„Wird die Reise eine weite sein?“

„Drei Meilen.“

„Wenn ein neuer Verband angelegt ist und das Fieber darauf nachgelassen hat, kann bei gehöriger Vorsicht die Dame die paar Meilen weiter fahren.“

„Also noch heute Nacht?“

„Noch heute Nacht.“

Der kleine alte Herr hatte schon beim Aussteigen dem Postillon, während er ihm das Trinkgeld gegeben, aufgetragen, ihm sofort neue Pferde zu bestellen, vier Stück.

Die Pferde kamen. Sie wurden an den Wagen gespannt. Der kleine Herr stieg ein.

„Nach Göttingen“, sagte er zu dem Postillon. „Fahrt Ihr mich in anderthalb Stunden hin, Schwager, so bekommt Ihr zwei Kronthaler.“

Dem Domherrn waren die Kronthaler noch nicht ausgegangen.

Vier Stunden später kam derselbe Wagen, in dem er weggefahren war, zurück. Die Kronthaler hatten also ihre Wirkung gethan.

Aber der Domherr saß nicht wieder in dem Wagen. Ein junger Mann sprang heraus und eilte in den Gasthof.

„Wo ist die franke Dame?“

„In jenem Zimmer.“

Zu dem Zimmer ging er langsamer. Er öffnete die Thür leise, kaum hörbar. So trat er auch ein.

Die Kranke lag im Bett. Vor dem Bett saß ihr Gatte.

Gisbert von Aichen und Mahlberg umarmten sich stumm.

Gisbert zeigte fragend auf die Kranke.

„Sie schläft. Bleibt der Schlaf noch eine Stunde ruhig, so will der Arzt die Weiterreise gestatten.“

Die beiden Freunde hatten einander so viel zu erzählen.

Es waren zwei Stunden verstrichen; der Schlaf der Kranken war ein ruhiger geblieben. Aber die Freunde

wollten unruhig werden; der Domherr kam noch nicht zurück.

Endlich kam er.

„Der General und Gisbertine folgen mir. Der General war bereit. Aber Sie“, wandte er sich zu Mahlberg, „müssen uns an der Grenze verlassen. Dem General erlaubt es nun einmal seine Ehre nicht, einen Hochverräther zu decken, und jenseits der Grenze sind wir unter seinem Schutze in Sicherheit; so ist Ihr Ehrenwort gelöst.“

„Gelöst? Mein Ehrenwort?“ rief Mahlberg.

Da wies der Domherr auf die franke Frau.

„Der General will nicht anders“, sagte er, „und fragen Sie sich selbst, ob er anders kann.“

Mahlberg schwieg. Ob er sich unterwarf?

Er wechselte einen Blick mit Gisbert.

Die beiden Freunde schienen einverstanden zu sein.

Der Domherr zeigte mit keiner Miene, daß er die Blicke bemerkt habe.

„Und Du, Gisbert?“ fragte er seinen Neffen.

„Ich begleite Mahlberg.“

„Du bliebest also nur bis zur Grenze bei uns?“

„Dort werden wir Eure Gesellschaft verlassen.“

„Du hörtest doch, daß Gisbertine mit dem General kommt?“

„Ja, Onkel Florens, und sage Du ihr, daß ich mich sehr darüber freue und daß ich sie bitten lasse, der Kranken ihre ganze Pflege und Sorgfalt zu widmen.“

„Willst Du ihr das nicht selbst sagen?“

„Nein.“

„Teufel!“ fluchte der Domherr leise. „Wäre es schon jetzt zu spät für Gisbertine? Ohne daß er einmal weiß, welchen Auftrag sie mir für ihn mitgegeben hat? Ob ich ihn ihm noch mittheile? Ich sähe klar!“

Er that es doch nicht.

„Sie werden in einer halben Stunde hier sein“, sagte er. „Treffen wir die Anstalten zur Abreise.“

Sie trafen die Anstalten zur Abreise.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen des Generals.

Als man den Postillon blasen hörte, trat Wahlberg an das Bett der Kranken.

Sie schlief noch immer. Ihr Schlaf war ein ruhiger. Die Ruhe, der neue, bequemere Verband hatten ihr wohl gethan.

Wahlberg küßte die Schlafende auf die Stirn. Es war nur ein leiser Hauch.

Sie erwachte dennoch.

Ihr mattes Auge sah ihn so glücklich an.

„Du bist in Sicherheit, Agathe, und ich darf Dich

verlassen, um auch für mich ein Asyl zu suchen. Gisbert wird mich begleiten."

Ein seliges Lächeln verklärte ihr Gesicht.

Er küßte sie noch einmal.

Er verließ mit Gisbert das Zimmer.

„An der Grenze sehen wir Dich, Dunkel Florens“, sagte Gisbert noch zu dem Domherrn.

„Gut.“

Zwei Minuten nach ihrer Entfernung trat Gisbertine in das Zimmer.

Die Kranke war wieder eingeschlummert.

„Der Dunkel Steinau wünscht nicht auszustiegen, wenn es nicht nothwendig ist“, sagte Gisbertine zu dem Domherrn.

„Es ist nicht nothwendig“, erwiderte ihr der Domherr. „Wir können aufbrechen, sobald der Arzt kommt. Er wird im Augenblick kommen.“

Dann hatte Gisbertine eine Frage.

„Hast Du meinen Auftrag an Gisbert ausgerichtet?“

„Nein.“

„Aber ich sehe ihn nicht hier.“

„Er erklärte mir, daß er Dich nicht sehen wolle.“

„Ehe Du ihm von mir gesprochen hattest?“

„Ehe ich ihm von Dir gesprochen hatte.“

Gisbertine erblaßte, wurde roth, biß die Lippen zusammen.

„Ah! Und er wußte, daß ich kam?“

„Er wußte es.“

Der Arzt kam.

Er hatte versprochen, die Kranke nach Preußen zu begleiten.

Die Kranke wurde in den Wagen getragen. Der Domherr und der Arzt setzten sich zu ihr.

Der Domherr hatte vorher Gisbertine zu dem Wagen des Generals zurückgeführt.

Sie hatte keine Frage mehr an ihn gehabt.

Die Wagen fuhren ab.

Es war gegen Morgen, als sie die Grenze erreichten.

Nach Preußen wie nach Rußland konnte man zu jener Zeit nur durch doppelte Zolllinien gelangen.

An dem Zollhause wurden die beiden Wagen von einer Schaar von Zollbeamten umringt.

„Haben Sie versteuerbare Sachen bei sich?“

„Reiseeffecten, weiter nichts“, sagte der Domherr.

„Wir müssen visitiren.“

Das hieß aussteigen und dann Koffer und Kisten und Kasten aufschließen, damit jene das, was sich darin fand, Stück für Stück an- und durchsehen konnten.

Da blickte der General aus seinem Wagen.

Die Zollbeamten waren lauter „zwölf Jahre gediente“ Unteroffiziere.

Das ist ein vortreffliches Institut in Preußen. Es versorgt alle Zweige der Staatsverwaltung mit Beamten, sämtliche Ministerien in Berlin, sämtliche Ober- und Unterbehörden in den Provinzen, Gerichte, Magistrate, Post und Polizei, Universitäten und Gymnasien, Gefängnisse und Zollämter; allerdings zuerst nur mit Unterbeamten; aber Unterbeamten können avanciren und selbst Minister werden, und von einem zwölf Jahre gedienten Unteroffizier wissen wir bestimmt, daß er Minister wurde.

Als der General aus dem Wagen blickte, wurde er erkannt.

Unter den alten Unteroffizieren entstand ein Gemurmel: „Der General von Steinau!“

Einige machten etwas bittere Gesichter, andere desto freundlichere, selbst glückliche.

Ein alter General hat manche gute und manche schlechte Stunde gehabt, und seine Untergebenen haben die einen wie die andern empfinden müssen. Der General von Steinau hatte sie gehabt von der Zeit an, da Fuchtel und Korporalstock regierten, bis zu der Zeit, da Vaterlandsliebe und Begeisterung Preußens Heere von Sieg zu Sieg führten.

Der erste der Grenzbeamten trat an den Wagen des Generals.

„Gehört auch der andere Wagen zu Ew. Excellenz?“

„Ja.“

„So wünsche ich Excellenz unterthänigst eine glückliche Reise.“

Da erkannte auch der General den Beamten.

„Ah, Sergeant Kappel!“

„Jetzt Oberaufseher, zu Befehl, Excellenz!“

„Wir fochten bei Großbeeren, braver Kappel!“

„Und bei Leipzig, Excellenz!“

Dem Manne standen die Thränen in den Augen.

Die andern alten Unteroffiziere traten herzu.

Der General kannte auch von ihnen noch manchen.

Sie hatten jetzt alle glückliche Gesichter.

In den glücklichen Gesichtern sah man schon das Lebewohl donnern, das sie dem General bei der Abfahrt nachrufen wollten.

Der Domherr trat zu ihnen.

„Meine Herren, ich sehe es Ihnen an, daß Sie Ihrem General ein Hurrah bringen wollen.“

„Die Berge sollen davon widerhallen!“

„Ich kann es mir denken. Aber wir führen eine Schwerkranke bei uns, die der Ruhe und der Stille bedarf. Wie wäre es, meine Herren, wenn Sie nachher in gutem Rheinwein den General leben ließen?“

Eine Handvoll Kronthaler glitt bei den Worten in die Hand des Oberaufsehers Kappel.

Der Domherr kannte die magische Kraft guter Bra-
banter Kronthaler.

Die Herren ließen ihr Hurrah.

Der Domherr aber ging noch zu dem Wagen seines
Neffen, der an der Seite hielt.

Er wandte sich zuerst an Mahlberg.

„Ihre Frau schläft. Der Arzt ist vollkommen zu-
frieden. Zu unserer gänzlichen Beruhigung wird er bei
uns bleiben, bis jede Spur von Gefahr beseitigt ist.“

„Willst Du nicht Gisbertinen Adieu sagen?“ fragte er
dann seinen Neffen.

„Wozu?“ meinte Gisbert.

„Darf ich dieses Wozu ihr wieder sagen?“

„Warum nicht?“

Der Domherr kehrte zu den beiden andern Wagen
zurück.

Sie passirten die Grenze.

Eine Viertelstunde später folgte ihnen langsam der
Wagen, in dem sich Gisbert und Mahlberg befanden.

In einem Gasthose des reizenden Städtchens Karlsruhen an der Weser saßen ein Herr und eine Dame beisammen; eigentlich saßen sie wohl nicht beisammen. Sie waren in einem Zimmer, dessen Fenster auf den belebten Hafen führten. Die Dame hatte sich an eins der Fenster gesetzt und schaute nach dem Hafen hinaus; sie schien gelangweilt und nicht guter Laune zu sein. Der Herr hatte sich bequem auf dem Sopha niedergelassen, eine elegante Pfeife von Meerschäum im Munde. Aber er rauchte nicht; er saß erwartungsvoll und gedankenvoll da; über dem Warten und Denken war ihm die Pfeife ausgegangen. Beide verhielten sich schweigend.

Plötzlich sprang die Dame auf.

Man hatte das Blasen eines Extraposthorns gehört; die Dame hatte einen Blick durch das Fenster unten auf die Straße geworfen. Was sie gesehen hatte, litt sie nicht mehr in ihrem Fauteuil. Sie war sogar roth geworden. Sie warf einen Blick auf den Herrn, zuerst zweifelhaft, dann spöttisch; dann setzte sie sich ruhig wieder hin. Es schien ihr ein Gedanke gekommen zu sein.

Der Herr hatte ihren Bewegungen etwas verwundert zugeesehen.

„Was war da?“ fragte er, aber dennoch gleichgültig.

„Nichts!“ war die kurze, kalte Antwort.

„Das Nichts muß ich oft von Dir hören“, sagte der Herr ein wenig pikirt.

Die Dame antwortete ihm gar nicht.

Sie blickte wieder auf die Straße zu dem Weserhafen hinaus.

Der Herr bemerkte, daß ihm die Pfeife ausgegangen war. Er zog ein elegantes Etui mit Feuerzeug hervor, um sie wieder anzuzünden.

„Was sahst Du eben?“ fragte er unterdeß noch einmal.

Die Dame hatte wohl ihren Entschluß gefaßt oder sich auch wohl wieder anders besonnen.

„Den Grafen Westernitz“, antwortete sie.

Sie sprach es etwas feck, beinahe herausfordernd.

Durch das Gesicht des Herrn zog sich ein Ausdruck des Verdrusses.

„Du wurdest roth, Hedwig.“

„Ah, Du bist wohl eifersüchtig?“

„Du weißt, daß ich gar nicht eifersüchtig werden kann.“

Die junge Dame lachte höhniſch.

„Armer Schilden!“

Fräulein Hedwig von Taubenheim war als junge Frau noch schöner geworden. Ihre Formen hatten sich mehr gerundet; so standen sie in einem fast wundervollen Ebenmaße zu ihrer hohen, imponirenden Gestalt.

Der Geheimrath von Schilden war mager geworden und blaß und hohlwangig dabei. Es konnte vom vielen Arbeiten herrühren, vielleicht auch nicht. Ein Ehemann, der seiner Frau versichern muß, er könne gar nicht eifersüchtig werden, und dem darauf mit einem höhnischen „Armer Mann!“ geantwortet wird, kann auch ohne vieles Arbeiten mager und bleich werden. Und wenn er gar bedenkt: Deine Frau hat dich genommen, weil du eine bessere Carrière machst und weil ein Offizier ihr keinen Liebhaber erlauben würde!

Der Hohn der Frau hatte ihn geärgert; er vergaß das Anzünden der Pfeife und ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

Die Frau sah ihm eine Weile stillvergnügt zu.

„Du bist also wirklich nicht eifersüchtig?“ fragte sie ihn dann.

„Nein!“ erwiderte er mürrisch.

„So darf ich mir ja eine Bitte an Dich erlauben.“

„Sie wäre?“

„Wie lange hättest Du noch Lust hier zu bleiben?“

„Bis ich von meinen Leuten, die ich aussandte, Nachricht erhalte.“

„Und wenn das noch einmal drei Tage, gar noch länger dauerte? Drei Tage langweilen wir uns schon hier, ich wenigstens.“

„Heute muß jedenfalls von irgend einer Seite Nachricht kommen.“

„Und wenn keine kommt?“

„So würden wir noch warten müssen.“

„Wir? Daran laß mich anknüpfen. Ich gehöre nicht zur Polizei. Ich bin keine Demagogenfängerin. Ich sende keine Spione aus, ich gebe mich nicht selbst zur Spionage her.“

Die schöne Frau sprach mit ruhiger Bosheit.

Auch der Herr von Schilden war wieder ruhig geworden; er hatte seinen Aerger verwunden.

„Ich denke“, sagte er, „Du hast Dein Schicksal an das meinige gefesselt.“

„Gefesselt?“

„Auch an meine Carrière.“

„An Deine Ehre, hatte ich gemeint. Freilich Du weißt Ehre und Carrière wohl nicht von einander zu trennen?“

Der Herr von Schilden antwortete nicht.

Die Erwähnung der Ehre hatte ihn wohl wieder an etwas Anderes erinnert.

„Du hattest eine Bitte an mich.“

„Sogleich. Beantworte mir vorher noch eine Frage. Wenn Du heute Nachricht erhältst, was wird dann?“

Er ging auf die Frage ein. Gutmüthigkeit war das
Temme, Der Domherr. IV.

schwerlich bei dem Geheimrath von Schilden; er mußte es also schon weit im ehelichen Gehorsam gebracht haben.

„Es wird von dem Inhalt der Nachricht abhängen, Hedwig.“

„Und der Inhalt kann sein?“

„Die Flüchtlinge sind gefunden oder sie sind nicht gefunden.“

„Wenn sie nicht gefunden sind?“

„So fahren wir zusammen weiter nach Hofgeismar. Ich erwarte dort fernere Nachrichten.“

„Und wenn sie gefunden sind?“

„So würde ich wahrscheinlich sofort an Ort und Stelle müssen, und Du müßtest allein zu dem Bade reisen.“

„Um, mein Freund, Du wünschtest meine Bitte zu erfahren?“

„Ja, Hedwig.“

„Der Graf Westernitz geht gleichfalls nach Hofgeismar. Möchtest Du ihn nicht bitten, daß er mich mitnehme?“

Der Herr von Schilden ärgerte sich nicht wieder, er wurde zornig.

„Weib!“ rief er.

Sie lachte.

„Warum ereiferst Du Dich? In Hofgeismar träfe ich ja doch mit ihm zusammen, und eifersüchtig bist Du nie.“

Er schämte sich seines Zorns.

„Eine Frage“, sagte er kalt. „Woher weißt Du, daß der Graf nach dem Bade will?“

„Woher? Wenn Du ihn bittest, daß er mich mitnehme, wird er hingehen.“

Er hörte die Antwort der Bosheit nicht mehr.

Es war an die Thür geklopft.

Es trat ein Zollbeamter in das Zimmer.

Die Augen des Herrn von Schilden leuchteten.

„Sie bringen mir Nachricht?“

„Zu Befehl, Herr Geheimrath.“

„Haben Sie die Flüchtlinge gefunden?“

„Wahrscheinlich. Aber erlauben der Herr Geheimrath mir, daß ich erzähle.“

„Erzählen Sie.“

„In der vorgestrigen Nacht, gegen Morgen, sind an dem Zollamte in der Nähe von Beverungen drei Extrapostwagen, aus dem Hannöverschen kommend, die Grenze passirt. In dem einen hat eine franke Dame mit einem ältern Herrn und einem Arzte geessen, in dem zweiten ein alter Herr und eine junge Dame, in dem dritten zwei Herren. Die sämtlichen drei Wagen haben zusammengehört und sind nach Beverungen gefahren. Den alten Herrn in dem zweiten Wagen hat man am Zollhause erkannt; nur ihn allein. Es ist der General von Steinau gewesen.“

Der Herr von Schilden traute seinen Ohren nicht.

„Der General von Steinau?“ Es ist nicht möglich!“

„Die Hälfte der Beamten hat ihn erkannt, Herr Geheimrath. Sie haben unter ihm gedient, manche Schlacht mitgemacht. Er hat sie erkannt, mit ihnen gesprochen.“

„Weiter, weiter!“ rief der Herr von Schilden.

Der Zollbeamte erzählte weiter.

„Die Herrschaften sind im Gasthose zu Beverungen eingekehrt, unter dem Namen: General von Steinau mit Familie aus Berlin. Dort hat sich gezeigt, daß die franke Dame eine schwer Verwundete war. Es kommt zwar Niemand zu ihr. Der Arzt und die zweite Dame, die zu dem General Dunkel sagt, pflegen sie und weichen nicht von ihr. Aber der Arzt hat sich viele Charpie geben lassen, und die horchenden Leute des Hauses haben von einer Wunde, wie sie meinen, an der Schulter, sprechen gehört. Die Verwundete soll übrigens in einem sehr bedenklichen Zustande sich befinden, und an eine Weiterreise sei noch lange nicht zu denken, will man wissen. Ich habe dennoch zwei Aufseher als Wache zurückgelassen. Das sind unsere Ermittlungen. Ich bin hierher geeilt, um des Herrn Geheimraths weitere Befehle zu empfangen.“

Die Augen des Geheimraths waren leuchtender

geworden; es war ein unheimliches Feuer, das in ihnen brannte.

„Die sämmtlichen Fremden sind noch in Beverungen?“ fragte er den Beamten.

Der Mann besann sich.

„Die angekommen sind, Herr Geheimrath. Ich hatte vergessen, zu bemerken, daß der dritte Wagen mit den beiden jungen Herren in Beverungen gar nicht eingetroffen ist.“

Die Nachricht stimmte die Freude des Herrn von Schilden herab.

„Wo ist der Wagen geblieben?“

„Ich und meine Leute haben es nicht erfahren können. Hoffentlich erhalten der Herr Geheimrath von anderer Seite Nachricht darüber.“

„Erfrischen Sie sich unten“, sagte der Geheimrath zu dem Beamten.

Der Beamte ging.

Der Herr von Schilden mußte überlegen, mit seiner Frau.

Er hatte allen Streit mit ihr, allen Zorn über sie vergessen. Er war ein tüchtiger Polizeimann.

Seine Frau schien wenigstens in diesem Falle sein Interesse zu theilen. Ob sie einen besondern Grund für sich hatte?

„Sie sind es unzweifelhaft, Hedwig. Die verwundete Frau! Die erste Nachricht, die mir von Berlin nachgeschickt wurde, sagte zwar, der Entflohene selbst sei erschossen. Es kam aber bald die Berichtigung. Auf allen Stationen, auf denen man ihre Spur verfolgt hatte, wußte man nur von einer kranken, verwundeten Frau, der Frau des Entflohenen, die ihn ohne Zweifel befreit hatte.“

„So hättet Ihr die Frau jetzt sicher“, sagte die Geheimrätthin. „Aber nicht den Hochverräther. Was habt Ihr an ihr?“

„Wir haben auch ihn. Er ist nicht weit von ihr. Er verläßt sie nicht in der Lebensgefahr.“

„Du scheinst ihn genau zu kennen!“

Der Herr von Schilden verfärbte sich leicht.

„Auch daß der General Steinau bei ihnen ist, oder daß sie bei ihm sind, ist mir klar geworden“, sagte er. „Die Frau hat den Mann nicht allein gerettet. Es ist kein Zweifel, daß der Herr von Nschen geholfen hat; wahrscheinlich beide Herren von Nschen; sowie sie auch dort an der Grenze bei Beverungen waren. In den Händen der Nschen ist vollständig, durch seine Michte, der alte General Steinau. Freilich kennt er die Wahrheit nicht. Was man ihm vorgespiegelt hat, weiß Gott. Aber zu wetten ist, er hat nicht die geringste Ahnung davon, daß er

einen entsprungenen Hochverräther beschützt, gar als ein Mitglied seiner Familie. Ah, die Ueberraschung des alten stolzen, steifen Herrn, wenn er die Wahrheit erfährt!"

„Du willst sie ihm bringen?“ fragte die Frau von Schilden.

Der Geheimrath mußte doch nachsinnen.

Er war mit seiner Frau vor der Flucht Wahlberg's von Berlin abgereist. Sein Chef kannte seine Reiseroute. So war ihm sofort nach jener Flucht eine Stafette nachgeschickt worden. Er wurde aufgefordert, zu dem Ergreifen der Flüchtlinge, die ebenfalls ihre Richtung nach dem Westen hin genommen, mitzuwirken. Eine zweite Stafette hatte ihm die Nachricht gebracht, daß man von Poststation zu Poststation die Entflohenen verfolgt habe, daß sie aber immer einen Vorsprung von einem Tage gehabt; im Hannöverschen habe man aber plötzlich ihre Spur verloren; wahrscheinlich hätten sie in irgend einem verborgenen Ort Zuflucht gesucht, um die Heilung der schwer verwundeten Frau abzuwarten. Der Herr von Schilden hatte darauf sowohl mit Gensdarmen und Polizeibeamten als auch besonders mit den aus seiner frühern amtlichen Wirksamkeit in der Zollverwaltung ihm bekannten Grenzbeamten der ganzen Gegend sich in Verbindung gesetzt und sein Quartier in Karlshafen, dem Mittel-

punkte seiner Thätigkeit, genommen, von wo er seine Nachforschungen leitete und wohin ihm die Meldungen gemacht wurden.

Aufgefunden waren die Verfolgten jetzt; daran konnte er nicht zweifeln. Es kam also nun auf das Ergreifen an. Aber durch wen sollte dies geschehen? Leitete er es nicht selbst und unmittelbar, beauftragte er die Unterbehörden, die Polizei in Beverungen damit, so war zu befürchten, zu wetten, wie er sich ausdrückte, daß da den Flüchtlingen eine neue Flucht gelingen werde; die Herren von Achen, die den General Steinau vermocht hatten, den Entflohenen seinen Schutz zu leihen, konnten den alten Herrn leicht veranlassen, gegen eine sofortige Verhaftung Widerspruch einzulegen; dem hochgestellten General gegenüber brauchte der Bürgermeister des kleinen Landstädtchens nur eine Viertelstunde zu zögern, so war unterdeß die neue Flucht da. Sollte also er, der Geheimrath selbst die Verhaftung leiten, selbst in die Wohnung des Generals eindringen, zu der Frau Mahlberg, dem Opfer seiner Verführung, zu ihrem Gatten, seinem verrathenen Freunde? In Gegenwart des Generals, seiner Verwandten? Eine so dreiste Stirn hatte der Herr von Schilden noch nicht. Er durfte sie nicht haben; die Welt und seine Frau kannten sein Verhältniß zu der Frau Mahlberg nicht.

„Dir bricht ja der Schweiß aus!“ sagte seine Frau zu ihm. „Fehlt Dir der Muth?“

Er nahm sich zusammen.

„Ich muß selbst hinreisen“, sagte er.

„Und ich?“ fragte die Frau.

Durfte er sie mit sich nehmen?

„Daß Du mich hier zurückerwartest, darf ich wohl nicht annehmen.“

„Nein!“

„So wirst Du nach Hofgeismar reisen müssen.“

„Ah, und Du willst den Grafen Westernitz bitten?“

„Hedwig, macht es Dir Vergnügen, mich zu ärgern?“

„So laß mich mit Dir fahren, mein Freund. Du hast dann keinen Grund zur Eifersucht und ich erlebe Abenteuer mit Dir.“

Der Angstschweiß brach ihm wieder aus.

„Es würde Dich anstrengen, Kind.“

„Ich theile Deine Strapazen mit Dir.“

„Es könnte meinen Plan verrathen, vereiteln.“

„Ei, mein Freund, was ist das?“ rief sie mißtrauisch.

Dann sagte sie entschieden: „Ich fahre mit Dir! Bestelle den Wagen.“

Er wagte nicht ihr zu widersprechen.

Eine halbe Stunde später saßen sie zusammen im

Wagen; sie ließen sich über die Weser setzen und fuhren auf preußischem Gebiete nach dem Städtchen Beverungen hin.

Der Herr von Schilden war gedrückt, seine Frau neugierig.

Zu derselben Stunde war in den Gasthof zu Beverungen einer derjenigen Grenzbeamten gekommen, denen der Domherr von Mischen beim Passiren der preußischen Grenze auf der Fahrt von Uslar nach Beverungen eine Hand voll Kronthaler gegeben hatte, um sie auf das Wohl des Generals von Steinau zu trinken.

Der Beamte hatte nach dem alten, kleinen, grauen Herrn gefragt, der mit dem Herrn General gekommen sei. Er ward zu dem Domherrn geführt. Er trat etwas verlegen zu diesem ein.

„Euer Gnaden, da ist heute früh am Zollamte eine absonderliche Geschichte passirt.“

„Welcher Art, mein braver Aufseher?“

„Der Obercontroleur vom Warburger Hauptzollamte war da und erkundigte sich nach den Wagen und Reisenden, die in den letzten Tagen einpassirt seien; und als ihm nun mitgetheilt wurde, wie der Herr General von Steinau mit zwei oder drei Equipagen angekommen und in dem einen Wagen eine franke Dame gewesen sei, sah man

ihm an, daß er gefunden hatte, was er suchte. Er sprach dann eine Zeit lang heimlich mit dem Oberinspector, und darauf ging es im Galopp hierher nach Beverungen. Während er mit dem Inspector sprach, hatte ich einen Aufseher, der mit ihm gekommen war, einen alten Freund und Kriegskameraden, auf die Seite genommen, und der vertraute mir an, daß ein Hochverräther gesucht werde, der aus Berlin entsprungen sei und der seine bei dem Ausbrechen schwer verwundete Frau mit sich führe; der Herr Geheimrath von Schilden, der früher zu der Steuerpartie gehört, sei in der Nähe, leite die Verfolgung und habe dazu auch eine Menge Zollbeamte an der Grenze aufgeboden. Sobald ich vom Dienste frei war, bin ich hierher geeilt, um die Sache Euer Gnaden zu melden. Ich dachte, Sie werden wissen, was daran ist und ob sie dem Herrn General mitgetheilt werden muß."

Der Domherr dankte dem Beamten, empfahl ihm Stillschweigen und entließ ihn.

Dann hatte er schnell seinen Entschluß gefaßt.

„Kann die Kranke ohne Gefahr weiter reisen?“ fragte er den Arzt.

„Wenn sie des Nachts Ruhe hat, ja.“

„Wie weit sind wir hier von Deiner Heimat Borgentreich und Niederhelmern?“ fragte er den Burschen Bernhard.

„Es mögen vier bis fünf Stunden sein.“

„Du kennst dort im Gebirge Schluchten, die kein Gensdarm und kein Zollauffseher finden wird?“

„Kein Mensch in der Welt außer mir, Euer Gnaden.“

Er schickte den Burschen zu seinem Neffen Gisbert, der in einem andern Wirthshause des Städtchens logirte; der Herr Baron möge zu ihm kommen.

Gisbert kam.

„Ist Mahlberg noch mit Dir da?“

„Gewiß, Onkel.“

„So haltet Euch bereit, in einer Viertelstunde aufzubrechen.“

„Warum?“

Der Domherr theilte die Erzählung des Zollbeamten mit.

„Und wohin nun, Onkel?“

„Ihr werdet dem Bernhard folgen, wohin er Euch führen wird, ins Gebirge, zu Fuße. So findet Niemand Eure Spur. Ich werde Euch den Burschen schicken. Von ihm werdet Ihr auch erfahren, wo wir Andern bleiben. Darüber muß ich vorher mit dem General sprechen.“

Er ging zu dem General.

„Bettel Steinau, wir sind verrathen.“

Er erzählte auch ihm, was er von dem Grenzbeamten erfahren hatte.

„Und was nun, Better Aschen?“

„Der Schilden ist ein frecher Bursche; er wird sich nichts daraus machen, selbst in Ihr Zimmer zu dringen, Better Steinau.“

„Ah, ah!“

„Sie würden ihn zwar hinauswerfen —“

„Das würde ich.“

„Aber es gäbe Ecclat. Ich wollte Ihnen daher einen andern Vorschlag machen: wir reisen von hier ab.“

„Better Aschen, was denken Sie? Ich sollte vor dem Federfuchser mich zurückziehen, die Flucht, das Hasenpanier ergreifen?“

Der alte General war dunkelroth geworden.

„Das wird eine schöne Geschichte werden!“ sagte der Domherr für sich.

Es wurde ihm schlecht zu Muth bei dem Muth des Generals.

Aber er wußte sich aus jeder Verlegenheit zu reißen.

„Alle Better, Better Steinau, so bleibt nichts übrig, als daß Sie allein hier bleiben und ich mit der Frau Mahlberg weiter reise.“

Der General ging auch darauf nicht ein.

„Sie haben einmal die Frau unter meinen Schutz gestellt, Better Aschen.“

„So kündige ich Ihnen den Schutz.“

Dagegen war nichts mehr einzuwenden.

„Aber ich bleibe!“ verschwur sich der stolze und zähe General.

„Wie lange, Vetter Steinau?“

„Bis ich den Federfuchser aus dem Hause geworfen.“
Dem Domherrn lachte jetzt das Herz im Leibe.

„Ah, Vetter Steinau, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen dabei. Und wenn Sie fertig damit sind, finden Sie uns in der Sägemühle bei Hofgeismar.“

„Dahin wollen Sie?“

„Da ist die Frau am sichersten. Ich habe mir die Sache näher überlegt. Im ersten Schreck denkt man nicht an Alles. Was hat die Frau denn zuletzt gethan? Sie hat ihren Mann befreit. Es ist ein altes Recht, daß jeder Gefangene ungestraft sich selbst befreien kann, und Mann und Weib sind ein Leib. Wenigstens werden die Hessen sie nicht ausliefern, und die Sägemühle liegt in Hessen. Also auf Wiedersehen in der Sägemühle, Vetter Steinau.“

„Auf Wiedersehen, Vetter Aschen.“

Fünf Minuten später saß der Domherr mit der Verwundeten und dem Arzte im Wagen auf dem Wege nach der Dahlheimer Sägemühle.

Den Burschen Bernhard hatte er vorher zu seinem Neffen geschickt.

„Du führst die beiden Herren“, hatte er dem Burschen befohlen, „in irgend ein sicheres Versteck in der Nähe der Dahlheimer Sägemühle. Zu dieser bringst Du mir Bescheid.“

Im Wirthshause hatte er den Befehl zurückgelassen:

„Im Laufe des Tages wird ein großer, vornehmer Herr hier eintreffen. Sagen Sie ihm nicht, daß die franke Dame fort ist. Führen Sie ihn zu dem Herrn General, bei dem er Alles erfahren werde.“

Im Wagen hatte er dann doch einen Verdruß.

„Wer dabei sein könnte, wie der Herr Geheimrath von Schilden von dem braven Better Steinau aus dem Hause geworfen wird!“